



## Predigtzyklus 2013

**29.09.2013**  
**Helene Miklas**

In die Knie zwingen?  
Heidelberger Katechismus Frage 3

*Wir haben vorher aus dem Heidelberger Katechismus die erste Frage gehört: Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? In der zweiten Frage und Antwort heißt es dann: „Was musst du wissen, damit du in diesem Trost selig leben und sterben kannst? Erstens: Wie groß meine Sünde und Elend ist. Zweitens: Wie ich von allen meinen Sünden und Elend erlöst werde. Drittens: Wie ich Gott für solche Erlösung soll dankbar sein.“*

*Danach folgt unser Predigttext für heute mit der Frage 3 aus Sonntag 2: „Woher erkennst du dein Elend? Aus dem Gesetz Gottes“*

Liebe Gemeinde in der Reformierten Stadtkirche!

Sie zeigen Mut, bei diesem schwierigen und theoretischen Thema „Elend“ und „Gesetz Gottes“ den Gottesdienst zu besuchen. Und das ist schon die richtige Haltung, wenn Sie sich mit dem Heidelberger Katechismus beschäftigen wollen. Man braucht dazu einen gewissen Wagemut, Mut zum Risiko. Denn der Heidelberger Katechismus verlangt Auseinandersetzung. Er ist nicht ein rein historisches Dokument aus längst vergangenen Zeiten und auch nicht nur Grundlage unseres reformierten Glaubens. Er ist mehr, nämlich Zwiegespräch, damals absichtlich so geschrieben, um die Menschen mit in die Diskussion einzubeziehen. Denn das war neu geworden durch die Reformation. Die Menschen sollten sich glaubensmäßig nicht mehr ducken und alles schlucken, sondern mündig ihre eigenen

Fragen und Antworten stellen. Mögen die Fragen aus dem Katechismus heutzutage formalistisch anmuten, mögen die Antworten selbstverständlich und glatt klingen, sie zeigen doch etwas grundsätzlich Reformatorisches auf: Bleibe am Ball, frage nach, nimm nichts als selbstverständlich hin und informiere dich selbst. Da handelt es sich um etwas Unaufgebbares der Reformation.

So soll also auch die Predigt heute zum Dialog einladen. Ich führe Sie mit hinein in meine Fragen und Antworten, die aber Anregung sein sollen, dass Sie selbst weiter fragen und selbst Ihre Antworten finden. Als mündige Christinnen und Christen. Sechs Fragen sind es, die Sie und mich durch die Predigt führen werden.

Die erste Frage, die sich für Sie vielleicht stellt – und glauben Sie mir: auch für mich, als ich mich dann vorbereitete: Warum gerade diese eine schwierige Frage 3: „Woran erkennst du dein Elend? Aus dem Gesetz Gottes“? Es gäbe doch fröhlichere, ermutigende Fragen und Antworten aus dem Bündel von 129. Meine Antwort zu dieser hypothetisch von Ihnen gestellte Frage: Es handelt sich um eine Erinnerungsreise in den Konfirmandenunterricht, wie ich ihn damals als 15-19-Jährige in Holland erlebte. Frage 3 war unsere Lieblingsfrage und wir hofften immer, dass wir in der wöchentlichen Überprüfung gerade diese Frage erwischen würden. Die Antwort war doch so schön kurz. Unsere große Sorge war es, eine Frage wie 26, 73 oder gar 75 zu erhalten. Wenn Sie sie zuhause googlen, dann wissen Sie warum.

Und doch – wenn ich tiefer nachdenke: Sie war beliebt die Frage – aber wir verbanden mit ihr so ganz und gar nichts Positives. Unseres Elends waren wir uns sehr bewusst im pubertären Alter. Niemand von uns fand sich im Grunde schön oder liebenswert. Aber dies mit dem Gesetz Gottes in Verbindung zu bringen, war wenig trostreich, sondern warf uns eher noch mehr auf uns selbst zurück. Wir brachten das Gesetz Gottes mit den vielen „Du sollst nicht“ aus den zehn Geboten in Verbindung und die rankten sich für uns damals in den frühen sechziger Jahren um das Gebot des Ehebrechens, um die Sexualität in Gedanken – mehr als in Worten und Werken. Es gelang – nachträglich gesehen – niemandem von den Pfarrern damals, uns Jugendlichen deutlich zu machen, dass die

große Antwort des Trostes und die unverbrüchliche Beziehung zu Gott sich wie ein leuchtender Regenbogen über unsere ganz irdische Wirklichkeit zog. Wir blieben letztlich im Elend stecken.

Denn auch in der Gottesbeziehung waren wir uns unseres Elends, unserer Schuld als Reformierte Jugendliche wohl bewusst. Gar nicht konnten wir vor Gott bestehen. Immer wieder wurden wir auf unsere Unfähigkeit, ihn zu lieben, zurückgeworfen. Doppelt also war das Elend, das wir sehr wohl erkannten, ganz gemäß der Frage 3.

Theoretisch wussten wir auch sehr gut, wie wir von allen Sünden und dem Elend durch Christus erlöst wurden, wie wir es in der Frage 2 vorher gehört haben. Wir konnten es rezitieren und es hatte durchaus einen emotionalen Wert. Doch wurde es wieder zugeschüttet vom dritten Teil der zweiten Frage: „Wie ich Gott für solche Erlösung soll dankbar sein.“ Dankbar sein, aus ganzem Herzen. Aus Pflicht, so wurde es uns gelehrt - und das schloss wohl die Neigung aus. Nicht wussten wir, dass Danken und Dankbarkeit etwas anders sein konnte als eine Pflichtübung. Es ging uns wohl so, wie Schiller messerscharf und durchaus mit Berechtigung in seiner Kritik an Kant schrieb: „Gern dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung und es wurmt mich oft, dass ich nicht tugendhaft bin.“ Um sich selbst dann die Antwort zu geben: „Da ist kein anderer Rat, du musst suchen, sie (die Neigung) zu verachten und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebeut“. Wie viele reformierte Jugendliche aus unserer Zeit wohl in der Einsamkeit des eigenen Elends stecken geblieben sind? Im Wissen um die Pflicht, Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzer Kraft zu lieben. Und das eigentlich ganz und gar nicht zu können. Vielleicht ist es Ihnen ähnlich gegangen, auch in anderen Konfessionen - vielleicht können Sie es aber ein wenig mit nachvollziehen, diese innere Not.

Es war - wenn ich noch ganz kurz im Persönlichen verharren darf - nachträglich auch eine Erklärung für uns Geschwister, warum unsere Mutter nie richtig froh sein konnte. Sie erzog uns treu in der Glaubenspflicht. Aber es war wohl die Pflicht, die ihr viel an Freude nahm, die Pflicht, Gott und die Menschen zu lieben, ein sauberes Leben zu führen und

ihre Kinder gottesfürchtig zu erziehen. Es ist für uns Kinder ein tristes Erlebnis gewesen, dass sie als alte Frau große Angst hatte vor dem Tod und gar nicht bereit war, mit uns darüber zu sprechen. Denn Angst haben, das gehörte sich nicht in ihrer Welt. Doch immer war die bange Frage da: Hatte sie wohl genügend ihre Pflicht getan?

Soweit also die Erinnerungsreise und es wird uns allen hoffentlich klar: So kann es nicht sein. Gott lieben und den Nächsten lieben aus Pflicht. Immer wieder auf das eigene Elend zurückgeworfen sein. Nein, so nicht. Grund genug also, den Heidelberger Katechismus als erwachsene Christin noch einmal genauer und aus einer gewissen Distanz heraus anzuschauen. Und ich stelle die zweite Frage: Was hat es denn mit dem Elend wirklich auf sich?

Zwei Arten von Elend sind uns vertraut. Das Elend um uns herum, das täglich mit den Händen zu greifen ist aus den Nachrichten. Der Arabische Raum, Katastrophen, Christenverfolgungen, Krieg, Hunger, soziale Verwerfungen, Billiglohnarbeiten, fehlende Nachhaltigkeit, mangelnde Solidarität, Hilflosigkeit des staatlichen Handelns in Finanzkrisen – bei den heutigen Wahlen wird uns das vielleicht noch einmal deutlich bewusst. „Wir leben im Zeitalter der Lebensgefahr“, sagt Manfred Josuttis. Elend ist also ein lebensfeindlicher und zerstörerischer Sachverhalt – zwar oft weit weg, aber durch die mediale Welt doch auch ganz nah in unserem Wohnzimmer. Und zusätzlich ist da für uns ein großer Unsicherheitsfaktor. Denn wir verstehen die Welt nicht mehr und fühlen uns dadurch in unserem eigenen Leben nicht mehr zuhause und oft im Handeln gelähmt. Selbstverständlichkeiten von Lebensläufen und vertraute Lebenswelten werden in den individualisierten Segmenten unserer Gesellschaft zunehmend fraglich. Kein Wunder übrigens, dass das Geschäft mit der Trendforschung blüht. Ein Jahresabonnement beim Worth Global Style Network kostet 15.000 Euro und alle große Firmen sind dort Mitglied, um rasch über Trends und über sogenannte Seeds zu erfahren, aus denen bald Trends werden könnten. Denn eine gewisse Sicherheit ist notwendig, um ökonomisch und politisch agieren zu können, so scheint es.

Über die Verunsicherung als Elend wird aber kaum gesprochen, sie ist nicht populär.

Wir werden mit Optimismus konfrontiert, mit großen und glatten Worten. „think pink“, heißt es. „Wie geht es dir?“ „Gut!“. Oder wie es in England beim Wandern heißt: „Not such a nice weather today!“ „Oh, it can only get better.“

Die Verunsicherung führt zu einer zweiten Art von Elend, die uns sehr vertraut ist – das existenzielle, persönliche Elend, das uns immer wieder unerwartet trifft und hinunter zieht. Wir sind vor ihm nicht gefeit, es überfällt uns und kann uns den Atem rauben. Sie brauchen keine Beispiele, jeder von uns kennt das und hat es am eigenen Leibe erfahren. Mit einem Wort: Wir kennen also das Elend zur Genüge, es ist uns sehr vertraut. Es stellt sich aber nun die dritte Frage: Ist das auch das Elend, von dem der Katechismus redet?

Ja und nein. Die Kernfrage, von der der Heidelberger Katechismus ausgeht, geht tiefer und ist äußerst unbequem und sperrig. Sie redet davon, dass das existenziell-persönliche Elend und das Elend um uns herum auf einem grundsätzlichen Miss-Verständnis zwischen Gott und uns beruht. Faktisch also handelt es sich um ein Elend zwischen Gott und den Menschen, kein horizontales Elend, sondern ein vertikales. Und es liegt, so sagt es der Katechismus in Anlehnung an die biblische Botschaft, in uns Menschen begründet, in einem grundsätzlichen Leben-Wollen-ohne-Gott. Das sei die Ursache alles anderen Elends. Plötzlich bekommt das Elend also eine andere Dimension. Es wird auf die Beziehungsebene gelegt. Es wird plötzlich gleichgesetzt mit der Trennung von Gott, mit Sünde in ihrem ursprünglichen Wortsinn. Und da wird es nun schwierig und haarig. Denn das widerstrebt uns doch zutiefst und wirft viele Fragen auf. Die tiefste Frage dabei ist die vierte, die ich stelle: Wenn ich von einer grundsätzlichen Schuld zwischen Gott und den Menschen ausgehe, wie ist dann Beziehung überhaupt möglich? Dann bin ich doch laufend auf der schiefen Ebene. Beziehung kann doch nur auf gleicher Augenhöhe möglich sein? Sonst würde sie zu Pflicht werden und keine Neigung sein. Das wäre Moral auf der Beziehungsebene und das Problem wäre verlagert. „Gern diente ich Gott, doch tu ich es leider mit Neigung“, hieß es dann in Anlehnung an Schiller. „Und mit Abscheu tun, was die Pflicht dir gebeut.“

Es stimmt, liebe Gemeinde. Elend, Erlösung und Dankbarkeit – dieser Dreierschritt

aus der Frage 2, die unserer Frage vorausgeht, hat oft zu einem seltsamen Walzer geführt. Denn sie wurde zur Methode, die sich immer und immer wiederholen musste. Kaum war man mal glücklich, musste man wieder auf das Elend zurückgeworfen werden, um die Erlösung zu erfahren und ordentlich dankbar zu sein. Und wieder von vorne – wie in einem Totentanz. Bei Schubert hören wir in der Messe: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“. Und sogar Paul Gerhard schreibt: „Der Herr allein ist König, ich eine welke Blum“. In der Methodistenkirche in England diesen Sommer sangen wir: „All of you and none of me“. Oft meinte man – oder meint man, die eigene Person müsse also absolut verleugnet werden, damit die Erlösung sichtbar und die Dankbarkeit möglich wurde. Ein methodisches In-die-Knie-Zwingen, das von Nichtchristen messerscharf beobachtet und kritisiert wurde. Nietzsche sagte schon: „Erlöster müssten mir die Jünger Jesu aussehen. Bessere Lieder müssten sie mir singen, wenn ich an ihren Erlöser glauben sollte.“

Wieder stoßen wir an eine Grenze der Pflichtübung, zu der uns der Dreierschritt Elend – Erlösung – Dankbarkeit führt. Gott lieben und die Nächsten lieben kann und darf aber keine Pflichtübung sein. Der Heidelberger Katechismus selbst stellt immer wieder eine Frage, die sehr pragmatisch und menschlich ist: „Was nützt es mir?“ Pflichtliebe nützt weder Gott noch uns. Auch Melanchthon schreibt: „Gott erkennen, heißt seine Wohltaten erkennen“. Also weder Pflicht und auch nicht Methode.

Aber was dann? Was nützt es also – Erkenntnis des Elends und das Gesetz Gottes? Das ist die fünfte Frage, die wir uns ganz ehrlich stellen müssen.

Wir müssen umdenken, liebe Gemeinde. Völlig anders denken – aus einer neuen Perspektive heraus. Es klingt jetzt vielleicht schockierend, aber die Moralität, die mit Elend und Sünde verbunden ist, muss grundsätzlich über Bord geworfen werden. Das Elend ist nämlich, dass wir die Sünde moralisch sehen und als Summe einzelner Verfehlungen definieren. Damit verniedlichen wir das eigentliche Elend letztlich sogar. Der Heidelberger Katechismus – und das ist das Spannende – setzt absichtlich in der Frage 3 nicht den Begriff der Sünde ein, sondern das starke Wort „Elend“. Elend im

Mittelhochdeutschen bedeutete „im fremden Land sein“ oder noch stärker: „ausgewiesen sein“, „ausgeschlossen aus der Rechtsgemeinschaft des Volkes“. Ein Mensch im Elend war also ein Mensch, der heimatlos war. So verstand das der frühneuzeitliche Mensch ohne viele Worte und so müssen wir es auch heute wieder neu lernen zu verstehen. Die eigentliche Heimat des Menschen ist seine Beziehung zu Gott. Und da ist der Mensch nicht mehr zu Hause, da ist er Gott fremd geworden. Und damit auch sich selbst entfremdet. Das ist ein Elend, eine tiefe Tragik. Alles andere ist dann Folge davon. Da geht es nicht mehr um die Schuldfrage, die Gott letztlich in außerordentlicher Weise (am Kreuz) selbst löst. Da geht es um Beziehung, um eine dynamische Beziehung, bei der Schuld keinen Platz hat.

Das alles - und das ist jetzt die Umkehrung - kann aber nur ein Mensch erkennen und anerkennen, der sich von Gott geliebt fühlt. Für den die Gottesbeziehung Realität ist. Dazu gehört letztlich das Spüren-Können, was in 1. Johannes 4 vs 19 so deutlich geschrieben steht: „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“. Ist es nicht so, dass mich jemand lieben kann und es geht völlig an mir vorüber? Die Liebe ist dann keine Realität für mich, denn ich spüre sie nicht. Liebe ist nicht erlernbar, sie zu spüren, ist nicht machbar. Da muss mein Herz angerührt sein. Dazu gehört also im übertragenen Sinn, dass ich durch die Gnade Gottes berührt worden bin, durch seinen Geist. Es handelt sich also bei der Frage: „Woraus erkennst du dein Elend? Aus dem Gesetz Gottes“ nicht um eine empirisch nachvollziehbare Aussage, sondern um ein Glaubensbekenntnis. Kein erzwungenes, sondern ein in Freiheit und Freude Gesprochenes. Denn im Grunde genommen steht die Antwort vor der Frage. Zachäus wurde persönlich gerufen, mit Freude geschah das Weitere. Er hat uns zuerst geliebt - und dann kann ich fragen: Was kann ich tun, um aus dieser Freude heraus zu leben, entsprechend meiner neuen Gottesebenbildlichkeit, um ihm und mir gerecht zu werden? Es ist eine haarfeine, hauchdünne Unterscheidung, liebe Gemeinde, diese Umkehrung. Und doch ist sie fundamental und eigentlich piekfein. Ich weiß aus dem Glauben (oder aus dem Gesetz Gottes) heraus, dass ich es nicht zusammenbringe, Gott und den Nächsten von ganzem Herzen zu lieben. Aber es braucht

mich nicht hinunterzudrücken und ungebührlich zu belasten. Wahrscheinlich hat niemand es besser verstanden als Paulus, wenn er schreibt: „Ich elender Mensch, wer kann mich erlösen von dem Leib dieses Todes? Ich danke Gott durch Jesus Christum unserem Herrn“ (Römer 7,24-25). Schizophren vielleicht für diejenigen, die nicht glauben können. Ein merkwürdiges, aber gleichzeitig zutiefst befreiendes Bekenntnis für glaubende Menschen.

Es bleibt letztlich die eine, große Frage, die sechste und letzte, die ich mit Ihnen stelle: Kann ich das glauben? Kann ich, wie es im Heidelberger Katechismus später heißt: Für wahr halten, was Gott uns in seinem Wort geoffenbart hat? Und habe ich das „herzliche Vertrauen, welches der Heilige Geist durchs Evangelium in mir wirkt“? Denn logisch ist das nicht nachzuvollziehen, theo-logisch wohl. Theologisches Denken ist anders, das hat mit lieben zu tun. Das fiel mir mit einem gewissen Schrecken auf bei einer sehr guten Predigt, die ich in der bereits erwähnten Methodistenkirche diesen Sommer hörte. Der Pfarrer sagte: „Wir konzentrieren uns zu oft auf das, was Gott und Jesus für uns getan haben. Aber wir nehmen keinen Blickkontakt auf.“ Doch wahrscheinlich ist das das Geheimnis von Liebe, den anderen/die andere zu sehen, wirklich zu sehen und immer wieder neu zu sehen, miteinander in Blickkontakt zu stehen.

Elend - Erlösung - Dankbarkeit, der Todestanz mit seinem methodischen Dreischritt kann nur dann zu einem lebendigen und schwungvollen Walzer werden, wenn wir uns bewusst sind, dass die Schritte umgedreht sind. Erlösung - Erkenntnis des Elends - Dankbarkeit. Wenn wir nicht immer wieder neu anfangen müssen, sondern neu anfangen dürfen. Wenn wir sagen können:

„Gerne diene ich Gott und tue es zum Glück mit Neigung. Es wurmt mich nicht, dass ich nicht tugendhaft bin. Das ist der beste Rat, lass die Liebe dich berühren und tue mit Freuden, was Dankbarkeit dir gebeut.“

Amen.